

KUNST

Farbe statt Liebe



„Stillleben“ von Ilja Maschkow (1912/13)

Der Maler Kasimir Malewitsch glaubte, „den Knoten der Weisheit gelöst und das Bewußtsein für die Farbe befreit“ zu haben, entschlossen rief er seinen Kollegen zu: „Gebt die Liebe auf, gebt den Ästhetizismus auf, laßt die Koffer voller Weisheit stehen, denn in der neuen Kultur ist eure Weisheit lächerlich.“ Malewitschs Manifest von 1916, ein Dokument ekstatischen Auf- und Umbruchs, ist nun erstmals ins Deutsche übersetzt worden. Der Text steht im Katalog einer Hamburger Kunsthallen-Ausstellung, die dazu einlädt, russische Kunst der frühen Moderne mit frischem Blick zu würdigen. Unter rund hundert Bildern aus russischen



„Schnitterin“ von Malewitsch (1912)

Beständen zeigt sie etliche, die kaum oder noch gar nicht im Westen waren; neben dem Russischen Museum in Sankt Petersburg tragen Provinzsammlungen von Astrachan bis Krasnojarsk zur Schau „Chagall, Kandinsky, Malewitsch und die russische Avantgarde“ bei (bis 10. Januar, später im Kunsthaus Zürich). Der Katalog verweist, auch mit neuen Quellenpublikationen, weniger

auf den vertrauten Zusammenhang dieser Kunst mit westlichen Avantgarden als auf ihre heimischen Ursprünge, zumal in der „lebenswichtigen“ Ikonenmalerei. Die sollte, wie 1913 Kritiker Nikolai Punin schrieb, die „tote Starre des europäischen Realismus überwinden“ helfen – jene Richtung, die von den Zaren bevorzugt, unter Stalin neuerlich offiziell wurde.

Kino in Kürze

„**Träume bis ans Ende der Welt**“ ist einer dieser liebenswert versponnenen amerikanischen Außenseiterfilme, die von liebenswert versponnenen Außenseitern erzählen, hier zum Beispiel mal wieder von einem allzu einsamen, altklugen, phan-



Szene aus „Träume bis ans Ende der Welt“

tasievollen kleinen Mädchen, das sich mit einem freakigen Fremdling anfreundet, der den Erwachsenen nicht geheuer ist. Die Geschichte (Regie führt der Schauspieler Timothy Hutton) spielt Ende der sechziger Jahre im ländlich rückständigen Pennsylvania, was dem Ganzen einen gefälligen Goldrand von Nostalgie gibt.

„**Hans Eppendorfer – Suche nach Leben**“. Ein Leben, wie für den Film gemacht: Mit 17 brachte er seine Ziehmutter um, saß zehn Jahre Jugendstrafe ab und beschloß, die Gefängnisbeamten eines Besseren zu belehren. Denn die hatten ihm prophezeit, er werde bald im Sarg oder wieder im Knast landen. Statt dessen wurde Hans Eppendorfer Schriftsteller. Der Regisseur Peter Kern schickt in seinem biographischen Filmessay, der jetzt in einigen Großstädten anläuft, seinen langjährigen Freund auf einen Trip in Vergangenheit und Zukunft zugleich. Eppendorfer, 56, schwer an Krebs erkrankt, spielt Szenarien seines eigenen Sterbens durch, wandert durch St. Pauli und ägyptische Basare und trifft nachts auf einem Hamburger Friedhof den Totengräber aus „Hamlet“ (Josef Bierbichler). Ein Konvolut aus Dokument und Drama, teils ernsthaft, teils grotesk und gelegentlich auch unbehaglich albern.